

Sabine Pemsel-Maier

Ökumene als Bewegung an der Basis Zur Situation der Ortsökumene und ihren Erfordernissen

Am heutigen Ökumenereferententag soll es uns um das gehen, was Ihnen aus Ihrer Arbeit sehr vertraut sein oder, wenn Sie neu dabei sind, hoffentlich noch sehr vertraut werden wird. Ich meine die Situation der Ökumene am Ort, auch Lokalökumene genannt, also die konkrete Situation in den jeweiligen Gemeinden ebenso wie in ökumenischen Gruppen, Initiativen und Gesprächskreisen. Und es soll uns dabei um die besondere Rolle und Aufgabe der sog. Basis für die Ökumene gehen, jener engagierten Christen, denen die Überwindung der Trennung der Kirchen am Herzen liegt und die sich dafür einsetzen. Dazu gehören auch Sie, gleich ob Sie in der Funktion von Ökumenereferenten, Delegierten oder einfach Interessierten hier sind. Insofern sind Sie heute ein Stück weit selbst das Thema.

Ich möchte in meinem Referat zu Beginn einen ganz kurzen Überblick über die Geschichte der ökumenischen Bewegung geben und im Anschluß daran die besondere Rolle und Aufgabe der Gläubigen an der Basis herausstellen. In einem zweiten Schritt möchte ich so etwas wie eine Bestandsaufnahme versuchen:

Wie ist es derzeit mit der Situation der Ortsökumene bestellt? Mit welchen Schwierigkeiten ist sie konfrontiert? Welche Chancen und Möglichkeiten stehen ihr zur Verfügung? In einem dritten Abschnitt möchte ich einige grundsätzliche Anregungen für die ökumenische Arbeit am Ort geben. Dies scheint mir deswegen wichtig, weil ich immer wieder feststelle, daß der offiziell zur Verfügung stehende Spielraum von den Gemeinden längst noch nicht ausgeschöpft wird. Dieses Thema wird uns dann in den Nachmittag beziehungsweise in die nachmittäglichen Arbeitsgruppen hinein begleiten.

I.

Ich beginne mit einem kurzen Überblick über die moderne ökumenische Bewegung. Von einer wirklichen ökumenischen „Bewegung“ läßt sich im Grunde erst seit diesem Jahrhundert sprechen. Wie Sie wissen, war die Zeit nach der Reformation lange geprägt von gegenseitigen Verketzerungen, Diskriminierungen und Schuldzuweisungen. Ökumenische Bemühungen in der Neuzeit sind zunächst die Initiativen von Einzelpersonen – Theologen, Päpsten, Kardinälen – denen keinerlei Breitenwirkung zuzumessen ist. Im 19. Jahrhundert bilden sich so etwas wie Vorformen einer überkonfessionellen weltweiten Ökumene heraus – in Gestalt der christlichen Jugend- und Studentenbewegung, in Gestalt der Evangelischen Allianz, durch die sog. Oxford Bewegung und durch das Entstehen der konfessionellen Weltbünde wie die Lambeth-Konferenz der Anglikaner, der Reformierte und später der Lutherische Weltbund, die Weltkonferenzen der Methodisten und der Baptisten und anderer Freikirchen. Ich möchte gar nicht ausführlicher darauf eingehen, sondern nur andeuten, daß hier offensichtlich etwas in Bewegung geraten ist.

Das 20. Jahrhundert bringt dann die große Wende. Man hat oft und mit Recht in diesem Zusammenhang von dem ökumenischen Aufbruch gesprochen. Tatsächlich ist niemals so viel an ökumenischen Initiativen gesetzt, so viel Mißtrauen zwischen den Kirchen abgebaut und so viel Verständigung erreicht worden. Sichtbarster Ausdruck dessen ist 1948 die Gründung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Amsterdam, dem gegenwärtig über 300 Kirchen angehören. Man kann heute wohl kaum mehr die Schwierigkeiten ermessen, die zu überwinden waren, um aus einem Zustand der konfessionellen Verhärtung und Feindseligkeit heraus eine solche Gründung zu ermöglichen. Auf katholischer Seite markiert das Zweite Vatikanische Konzil mit seinem Dekret über den Ökumenismus einen Meilenstein in der Geschichte der Ökumene. An zahlreichen Stellen beschwört das Konzil die Wiederherstellung der Einheit unter den Christen und gibt der Überzeugung Ausdruck, daß die Taufe und der gemeinsame Glaube an den einen Christus stärker sind als alle konfessionellen Unterschiede. Diese Überzeugung erstreckt sich im übrigen nicht nur auf das Verhältnis zu den reformatorischen Kirchen, sondern bezieht ausdrücklich die Orthodoxie mit

ein. Es folgen wechselseitige Besuche von Päpsten und den jeweiligen Patriarchen; offiziell wird die Aufnahme des sogenannten „Dialogs der Liebe“ erklärt und eine eigene Kommission dafür bestellt.

Weltweit kam auf verschiedenen Ebenen eine Entwicklung in Gang, die einige Jahrzehnte zuvor noch undenkbar erschien. Mittlerweile ist im Leben der einzelnen Kirchen ökumenische Arbeit zur Selbstverständlichkeit geworden. In Deutschland etwa unterhalten die Kirchenleitungen regelmäßige Kontakte; es existieren verschiedene Arbeitskommissionen, darunter auch eine große „Gemeinsame römisch-katholisch/evangelisch-lutherische Kommission“. Die Arbeit der verschiedenen Gremien und Kommissionen hat sich weltweit in einer Fülle von Dialogdokumenten niedergeschlagen, in denen viele der einstmals trennenden Fragen aufgearbeitet und in zahlreichen Fragen Übereinstimmungen oder zumindest doch Annäherungen aufgezeigt werden. Dies gilt in besonderer Weise für das Abendmahlsverständnis, aber auch für die einstmals so umstrittene Frage nach der Rechtfertigung, ob der Mensch sich sein Heil durch gute Werke „verdienen“ kann, oder ob er es durch Gottes Gnade geschenkt bekommt. In jedem Bistum und in jeder Landeskirche existiert eine Reihe von ökumenischen Ausschüssen und Instituten beider Kirchen. Schließlich sind nahezu alle Kirchen in Deutschland in der ACK zusammengefaßt, die durch die Ökumenische Centrale in Frankfurt koordiniert wird.

Das alles wäre nicht möglich gewesen, wenn sich nicht zugleich an der Basis ein entscheidender Stimmungsumschwung vollzogen hätte. Ökumene läßt sich nicht „von oben“ her betreiben oder gar verordnen. Daran läßt auch das Ökumenismuskonkordat des Zweiten Vatikanischen Konzils keinen Zweifel, wenn es schreibt:

„Die Sorge um die Wiederherstellung der Einheit ist die Sache der ganzen Kirche, sowohl der Gläubigen wie auch der Hirten, und geht einen jeden an, je nach seiner Fähigkeit, sowohl in seinem täglichen christlichen Leben wie auch bei theologischen und historischen Untersuchungen.“

Damit sind alle Christen in die Pflicht genommen, ohne daß übersehen wird, daß die unterschiedlichen Ebenen der Kirche einen jeweils unterschiedlichen Beitrag für die Wiederherstellung der Einheit zu leisten haben. So ist die Aufgabe der Kirchenleitungen eine andere wie die der wissenschaftlich arbeitenden Theologen. Während diese in den verschiedenen Arbeitsgruppen einen möglichen Konsens in Lehrfragen erarbeiten, ist es die Pflicht der Kirchenleitungen, ihre Ergebnisse zu überprüfen und sie dann für ihre jeweilige Kirche entweder für verbindlich zu erklären – mit allen sich daraus ergebenden Konsequenzen – oder aber, wenn ihnen das nicht möglich erscheint, die Theologen mit weiterer Arbeit zu beauftragen.

Wieder anders ist die Aufgabe aller jener beschaffen, die in der Ökumene als Multiplikatoren fungieren – Pfarrer, Lehrer, Mitarbeiter in Erwachsenenbildungseinrichtungen, an ökumenischen Instituten und so weiter. Ihnen kommt die Aufgabe der Vermittlung zu, indem sie die erreichten Ergebnisse an die

Gläubigen an der Basis weitergeben, darüber informieren, Hintergründe erläutern und unklare Fragen zu beantworten suchen. Zugleich haben sie auf die praktische Umsetzung zu achten und konkrete Hilfen für die Praxis zu geben. Mit der Bezeichnung „Basis“ meine ich dabei all jene, die nicht hauptamtlich in der Ökumene tätig sind, sondern die sich aus freiem Interesse dort engagieren und zum Großteil theologische Laien sind, insofern sie kein Theologiestudium absolviert haben. Die Ökumenereferenten der ACK haben meines Erachtens Anteil an beiden zuletzt genannten Gruppen. Sie repräsentieren die Basis als im Regelfall interessierte und engagierte Laien. Sie fungieren aber zugleich als ehrenamtliche Multiplikatoren, insofern sie Richtlinien und Beschlüsse der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen (ACK) in die Gemeinden tragen und zwischen Gemeindeebene und ACK vermitteln sollen.

Worin besteht nun der spezifische Beitrag der Basis? Er besteht nicht nur, wie man auf den ersten Blick vielleicht vermuten könnte, darin, die erzielten theologischen Übereinstimmungen zu rezipieren, das heißt einfach anzunehmen. So gesehen wäre sie mehr oder minder bloße Befehlsempfänger ihres jeweiligen Lehramtes. Ihre Aufgabe geht aber weit darüber hinaus und stellt einen eigenständigen Beitrag für den Fortgang der Ökumene dar. Keine geringere Institution als das Sekretariat für die Einheit der Christen in Rom hat dies in seiner Verlautbarung über die ökumenische Zusammenarbeit auf regionaler, nationaler und örtlicher Ebene von 1980 bestätigt: „Der Ökumenismus auf der Ortsebene ist ein Grundbestandteil der ökumenischen Situation als ganzer. Hier handelt es sich nicht um etwas Sekundäres oder einfach Abgeleitetes. Er hat es zu tun mit spezifischen Bedürfnissen und Situationen und hat seine eigenen Quellen. Er entwickelt eine Initiative eigener Art, und seine Aufgabe ist ursprünglicher als die einer bloßen Anwendung weltweiter ökumenischer Direktiven in einem begrenzten Bereich.“ Ausdrücklich wird der Wunsch ausgesprochen nach einer stärkeren Einbindung der zahlreichen informellen ökumenischen Gruppen und Gesprächskreise, wie sie ja auch in Freiburg in großer Zahl existieren, in die offizielle Ökumene. Wörtlich heißt es: „Aufgrund ihrer verschiedenartigen Erfahrungen können sie (diese informellen Gruppen) neue Institutionen gewinnen, die für das zukünftige Wachstum und die Orientierung der ökumenischen Bewegung nicht ohne Bedeutung sein werden. (...) In einem Gedankenaustausch der Hierarchie mit der Basis können diese informellen Gruppen ursprüngliche und zündende Ideen einbringen.“ Es ist demnach die jeweilige spezifische Erfahrung, aus der der eigenständige Beitrag der Basis erwächst.

In ähnlicher Weise fordert die Gemeinsame Würzburger Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland von 1976 in ihrem Beschluß über die pastorale Zusammenarbeit der Kirchen im Dienst an der christlichen Einheit explizit, daß die Erfahrungen der Basis am Ort Berücksichtigung finden müssen. Die Synode schreibt: „Bei der Ökumene am Ort anzusetzen bedeutet ein Ernstnehmen der Erfahrungen, die die Menschen in der konkreten Situation jeweils an ihrem Ort machen. So treten Möglichkeiten eines Lebens aus dem Glauben ins Blick-

feld, die sich rein theoretisch aus früheren Vorstellungen nicht ableiten lassen. (...) Der Ansatz bei der Ökumene am Ort begreift somit das ökumenische Problem vor allem als eine pastorale Aufgabe, die sich nicht nur zwischenkirchlich, sondern auch innerkirchlich stellt.“

Die beiden zitierten Stellen stammen beide aus katholischer Feder. Ich bin aber überzeugt, daß sich auf evangelischer Seite und in evangelischen Dokumenten ähnliche Formulierungen finden lassen. Das dürfte schon deswegen der Fall sein, weil in den evangelischen Kirchen durch das Synodalwesen die Gläubigen an der Basis, verglichen mit den katholischen Verhältnissen, sehr viel stärker und von vorneherein an der Findung von Entscheidungen beteiligt sind. Auf einen Nenner gebracht: Die Christen an der Basis leisten einen authentischen Beitrag und tragen eine eigene Verantwortlichkeit für den Fortgang der ökumenischen Beziehungen, die sie nicht einfach an die Amtskirche delegieren können.

II.

Wie läßt sich die Situation an der Basis nun gegenwärtig charakterisieren? Damit komme ich zum zweiten Teil meiner Ausführungen. Gegenwärtig wird immer wieder die Rede laut von einer neuen „ökumenischen Eiszeit“, von Stagnation, Stillstand und Resignation in der Ökumene. Sie brauchen diesbezüglich nur einmal die Titel der gegenwärtig erscheinenden ökumenischen Literatur durchzusehen. In der Tat ist dies nicht bloße Stimmungsmacherei, sondern erfahrbare Realität. Ich habe während meiner zweijährigen Arbeit am Ökumenischen Institut in Straßburg im Rahmen meines Forschungsprojektes über die Rezeption von ökumenischen Konsensdokumenten sehr viele Gespräche und Interviews mit ökumenischen Gruppen, Kreisen und engagierten Einzelpersonen geführt, die mir diese Stagnation immer wieder bestätigt haben. Symptomatisch dafür ist auch, daß sich viele, zum Teil langjährig bestehende Gesprächskreise in den letzten Jahren aufgelöst oder anderen Themen zugewandt haben, weil sie nicht mehr recht wußten, worin denn eigentlich ihre Aufgabe lag oder was sie eigentlich miteinander tun sollten.

Freilich steht meine Charakterisierung der gegenwärtigen ökumenischen Situation unter dem Vorbehalt, daß solche Verallgemeinerungen nicht unproblematisch sind und dem Einzelfall niemals gerecht werden können. Darum ist es gut möglich, daß Ihr eigener Erfahrungshorizont ein ganz anderer ist, für den das alles nicht oder nur eingeschränkt zutrifft, daß das für die Situation in ihrer eigenen Gemeinde, Gruppe etc. nicht zutrifft, daß Sie ganz persönlich eine Phase des ökumenischen Aufschwunges erleben. Wenn dem so ist, möchte ich Sie ermutigen, dies auch anderen mitzuteilen – in den Arbeitsgruppen am Nachmittag soll für solche Dinge Raum sein.

Was sind nun die Gründe für den gegenwärtigen ökumenischen Motivationsverlust? Sie sind meines Erachtens recht unterschiedlicher Natur:

1. Zweifelsohne hängt das Verlangen, sich mit ökumenischen Fragen zu beschäftigen, nicht zuletzt vom gesamtkirchlichen „Stimmungsbarometer“ ab. So ist vom schwindenden Interesse an kirchlichen Fragen überhaupt die Ökumene wesentlich mitbetroffen. Innerhalb des zahlenmäßig kleinen Kerns der in den Gemeinden Aktiven ist dann sehr häufig wiederum nur ein sehr kleiner Prozentsatz im Bereich der Ökumene engagiert. Aber auch für kirchlich Interessierte stehen derzeit schwerwiegende innerkirchliche Probleme so sehr im Vordergrund, daß sie das Interesse für die andere Konfession stark zurücktreten lassen (zum Beispiel das Problem des Priestermangels, die Frage nach neuen Gemeindestrukturen, die hohe Zahl der Kircheng Austritte).

2. Ökumenische Arbeit hat zwangsläufig immer unter der Selbstgenügsamkeit von Gemeinden zu leiden, die sich selbst genug – oder womöglich auch genug „versorgt“ – sind, so daß sie keine Notwendigkeit empfinden, mit der anderskonfessionellen Nachbargemeinde überhaupt in Kontakt zu treten. Gerade die Situation als Mehrheitskirche läßt ökumenische Bemühungen oft als nicht so dringlich erscheinen (Für Kirchen und Konfessionen in der Minderheit sieht dies oft anders aus).

Demgegenüber geht die jüngste Ökumene-Verlautbarung des Apostolischen Stuhls, das „Direktorium zur Ausführung der Prinzipien und Normen über den Ökumenismus“, ganz selbstverständlich davon aus: „Es wird folglich ihr (gemeint sind damit die Christen) Anliegen sein, alles gemeinsam zu tun, soweit es ihnen ihr Glaube erlaubt.“ Nach meinen Beobachtungen ist dieser Anspruch längst noch nicht eingelöst. Ähnlich stellt bereits 1976 die Würzburger Synode unmißverständlich klar: „Für die christlichen Kirchen und Gemeinschaften ergibt sich die Verpflichtung, überall da gemeinsam zu handeln, wo die Voraussetzungen dafür gegeben sind und nicht Gründe des Glaubens, der Verantwortung für das notwendige Eigenleben der Gemeinden, unumgänglicher menschlicher Rücksichtnahme oder größerer Zweckmäßigkeiten dem entgegenstehen.“ Ich möchte Ihnen diese Sätze und den daraus sprechenden Appell gern ans Herz legen. Wo sie ernstgenommen werden, erfordern sie freilich ein grundlegendes Umdenken hinsichtlich der Art und Weise, wie Gemeindeleben abläuft.

3. Ökumenische Arbeit wird häufig als etwas empfunden, was zusätzlich zum herkömmlichen Pfarr- und Gemeindebetrieb geleistet werden muß. Symptomatisch erscheint mir dafür das Stöhnen aus dem Mund eines Gemeindepfarrers: „Jetzt habe ich schon so viel mit meiner eigenen Gemeinde zu tun – da soll ich neben all dem auch noch Ökumene machen!“ Ökumenisches Bemühen erscheint so als quasi eigener Bereich neben Katechese, Sakramentenvorbereitung, Jugend-, Erwachsenen- und Altenarbeit. Zusätzlich zum Dritten Welt-, Liturgie- und Familienkreis muß dann noch notgedrungen ein Ökumenekreis eingerichtet werden, wenn man glaubhaft erscheinen möchte.

Demgegenüber ist Ökumene von ihrem ureigenen Anliegen her kein segmentierter Bereich, nicht „irgendein Sachgebiet kirchlicher Tätigkeit neben anderen“, sondern – ich zitiere wiederum den Beschluß der Würzburger Synode –

„eine notwendige Dimension aller Lebensäußerungen der Kirche“. Alle Formen und Bereiche kirchlichen Handelns können, um nicht zu sagen: sollen damit eine ökumenische Dimension und Motivation in sich tragen.

4. Der Leidensdruck, den die Trennung der Kirchen über Jahrhunderte hinweg mit sich brachte, besteht heute für viele nicht mehr. Wegen seiner Konfessionszugehörigkeit wird in der Regel keiner mehr diskriminiert; konfessionsverbindende Ehen sind an der Tagesordnung und führen nicht mehr zu Familienzerwürfnissen; die gegenseitige Anerkennung der Taufe bereitet keine Schwierigkeiten; Lebenspläne hängen nicht mehr ab von der „richtigen“ Konfession; man betrachtet die anderen nicht länger als Gegner oder Feinde. Damit entfällt freilich auch für viele die Notwendigkeit, sich bewußt mit der Trennung und ihren Ursachen auseinanderzusetzen. Wo ein sorgenloses Nebeneinander der Konfessionen möglich ist, bei dem keiner am anderen Anstoß nimmt, besteht im Grunde überhaupt keine Anlaß zu Veränderung und Weiterentwicklung. Ökumene ist auf diesem Hintergrund für viele einfach kein Thema mehr.

Anders verhält es sich freilich mit jenen, die von der Kirchentrennung nach wie vor existentiell betroffen sind und am eigenen Leib darunter leiden. In erster Linie sind dies die konfessionsverschiedenen Ehen und Familien, für die vor allem das Verbot des gemeinsamen Abendmahles – sofern sie sich daran halten – ein echtes Problem darstellt. Es ist kein Zufall, daß gerade diese Menschen in ökumenischen Fragen sehr oft engagiert sind. Hier bieten sich in den Gemeinden auch immer wieder hoffnungsvolle Ansätze für eine gemeinsame Arbeit.

5. In einer Zeit, in der das Christentum immer mehr zu einer beliebigen Weltanschauung unter anderen zu werden droht, ist es für engagierte Christen oft wichtiger, sich auf das Gemeinsame und Verbindende zu besinnen, als die noch verbleibenden Unterschiede zu reflektieren. Immer mehr Menschen verstehen sich selbst als christlich, nicht aber als evangelisch oder katholisch. Angesichts der Bedrohungen des Christentums in einer säkularen Gesellschaft und auch angesichts der Aufgaben, die die Gegenwart den Christen stellt, glaubt man sich nicht länger leisten zu können, die Trennungen der Vergangenheit überhaupt zu beachten. Was angesichts der dringlichen Frage nach der Weitergabe des Glaubens gefordert ist, ist allein das gemeinsame Zeugnis und der gemeinsame Dienst.

6. Mehr und mehr greift die Erfahrung um sich, daß die konfessionellen Profile längst nicht mehr so deutlich wie früher ausgeprägt sind. Lehrdifferenzen gehen quer durch die Konfessionen hindurch; Streitigkeiten im Bereich der eigenen Lehre und Ethik werden oft als wesentlich fundamentaler empfunden als interkonfessionelle Divergenzen. Waren für die vorhergehende Generation die konfessionellen Profile noch eindeutig, hat sich in der jüngeren und weitgehend auch in der mittleren die Bestimmbarkeit beispielsweise des Unterschiedes von Katholisch und Evangelisch verflüchtigt. Lehrunterschiede können ohnehin von vielen erlebnismäßig überhaupt nicht nachvollzogen werden. „Gleich ob ich zum evangelischen Abendmahl oder zur katholischen Eucharistie gehe – ich er-

lebe keinen Unterschied“: So die Aussage einer in einer konfessionsverschiedenen Ebene lebenden Christin. „Die katholische Lehre von der Wesensverwandlung sagt mir ohnehin nichts. Für unsere gemeinsame Glaubenspraxis sind solche Lehrunterschiede jedenfalls nicht nachvollziehbar und von daher unbedeutend.“

Hinzu kommt, daß im Zeitalter des Pluralismus auch der Pluralismus auf religiösem Gebiet zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Vielfalt in Praxis und Lehre wird als Gegenpol zu dogmatischer Uniformität erlebt. Das Miteinander verschiedener Konfessionen wird von daher als völlig problemlos gesehen; konfessionelles Denken erscheint angesichts dessen als überholt.

Die geschilderten Phänomene lassen sich in besonderer Weise bei Jugendlichen und den Angehörigen der jüngeren Generation feststellen. Es ist kein Zufall, daß das Durchschnittsalter in den meisten ökumenischen Arbeitskreisen recht hoch ist und die Jugend hier fehlt. Mir ist bei meiner Tätigkeit als Lehrerin aufgefallen, daß ökumenische Fragen in der Schule üblicherweise überhaupt kein Thema sind und das Bewußtsein dafür sich im Grunde kaum vermitteln läßt.

Meine Bestandsaufnahme ist nicht mit einer Wertung verbunden. Wenn ich verschiedene Ursachen für die gegenwärtige Stagnation in der Ökumene angeführt habe, so haben manche davon einen ausgesprochen positiven Hintergrund. Denn eines muß unbedingt festgehalten werden: Daß das Interesse an der Ökumene heute geringer ist als früher, liegt unbezweifelbar auch an ihrem eigenen Erfolg!

Für diesen Erfolg zeugt auch eine verhältnismäßig neue Erscheinung in der Ökumene. Ich meine den überkonfessionell ausgerichteten Konziliaren Prozeß, der sich dem Engagement für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung verschrieben hat. Es scheint in der Tat so, als sei hier neben dem traditionellen Ökumenismus eine neue ökumenische Aufbruchsbewegung im Kommen, eine Bewegung freilich mit einer anderen ökumenischen Grundausrichtung. Die spezifischen Anliegen des Konziliaren Prozesses sind keine dogmatischen Glaubensfragen, sondern Sachfragen sozialethischer oder sozialpolitischer Natur: Frieden und Gerechtigkeit im Bemühen um die eine Welt, Umverteilung der Güter, Option für die Armen, Asylproblematik, Umgang mit Ausländern, gewaltfreier Widerstand, Initiativen zur Abrüstung, Umweltschutz, Umkehr zu einem einfacheren Lebensstil, Schutz und Förderung des Lebens - um nur die wichtigsten Themen kurz anzusprechen. Es sind die großen Zukunftsaufgaben, zu deren Bewältigung sich Frömmigkeit und Weltverantwortung nicht trennen lassen, die Herausforderungen, die die Gegenwart der Menschheit und insbesondere den Christen stellt, denen sich der Konziliare Prozeß zuwendet. In diesem Sinne hat sich hier eine neue Form des Ökumenismus entwickelt, die wir auch als gesellschaftsdiakonische Ökumene bezeichnen können.

Entsprechend rekrutieren sich die Träger des Konziliaren Prozesses nicht aus

den herkömmlichen Ökumenekreisen, sondern aus Dritte-Welt-Gruppen, der Friedens- und Ökobewegung, Pax Christi, Asylhelferkreisen und anderes mehr. Die Grenzen zwischen kirchlichen und weltlichen Gruppen sind dabei fließend. Jugendliche und junge Erwachsene, Schüler und Studenten sind, verglichen mit den herkömmlichen ökumenischen Gruppen, auffallend häufiger vertreten.

Die traditionellen Fragen der Ökumene, wie die Frage nach der Einheit der Kirche oder nach der Eucharistiegemeinschaft, die Besinnung auf das Verhältnis der Konfessionen, ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede und die Suche nach Möglichkeiten der Aufarbeitung der Lehrunterschiede sind für den Konziliaren Prozeß weniger oder nur am Rande von Interesse. Nicht die Einheit der Kirche ist das Ziel, sondern die Einheit der Menschheit, nicht zuletzt durch das Engagement der Kirchen und aufgrund ihres gemeinsamen Auftrages.

Der Akzent innerhalb des Konziliaren Prozesses liegt auf dem gemeinsamen Tun und Handeln, das natürlich eine entsprechende Theorie und Reflexionsarbeit nicht ausschließt. Damit wird das Motto aufgenommen, wie es nach dem Zweiten Weltkrieg von der Bewegung für Praktisches Christentum formuliert wurde: „Lehre trennt, der Dienst vereint.“ Der Konziliare Prozeß knüpft am einstigen Anliegen dieser Bewegung an, trotz bekenntnisbedingter und verfassungsmäßiger Unterschiede angesichts der Notlage der Welt die praktische Zusammenarbeit und insbesondere die Behandlung sozialer Fragen gemeinsam vorwärts zu treiben, in der Hoffnung, daß dies zugleich auch der Förderung der Einheit der Kirchen dienlich sein werde. Diese Praxisorientiertheit ist zweifelsohne, in Verbindung mit der erlebten Gemeinsamkeit, ein wesentlicher Grund für die Attraktivität des Konziliaren Prozesses.

Freilich fehlt es ihm vielerorts – so auch in Freiburg – noch an Breitenwirkung. Der Konziliare Prozeß ist vielfach noch eine Angelegenheit einzelner Gruppen, nicht aber die Sache von Kirchengemeinden. Diese müssen sich ernsthaft überlegen, ob sie nicht eine ökumenische Chance vergeben, wenn sie sich ihm nicht weiter öffnen.

III.

Es stellt sich die Frage, wie denn in einer solchen Situation praktische Ökumenearbeit betrieben werden kann. Natürlich ist es unmöglich, hier Patentrezepte zu liefern, allein schon deswegen, weil die konkrete Situation am Ort jeweils ganz unterschiedlich aussieht. Meine Überlegungen im nun folgenden dritten Teil verstehen sich darum weder als Rezepte, noch handelt es sich dabei um konkrete Handlungsanweisungen. Wer diese sucht, den möchte ich verweisen auf das Büchlein „Auf dem Weg zueinander.“ Empfehlungen, Handreichungen, Stellungnahmen der ACK in Baden-Württemberg. Sie finden darin unter anderem verschiedenste Hinweise zur Ökumenearbeit am Ort, zur Umsetzung des Lima-Dokumentes, zur Zusammenarbeit in Diakonie und Seelsorge, Ausländer- und

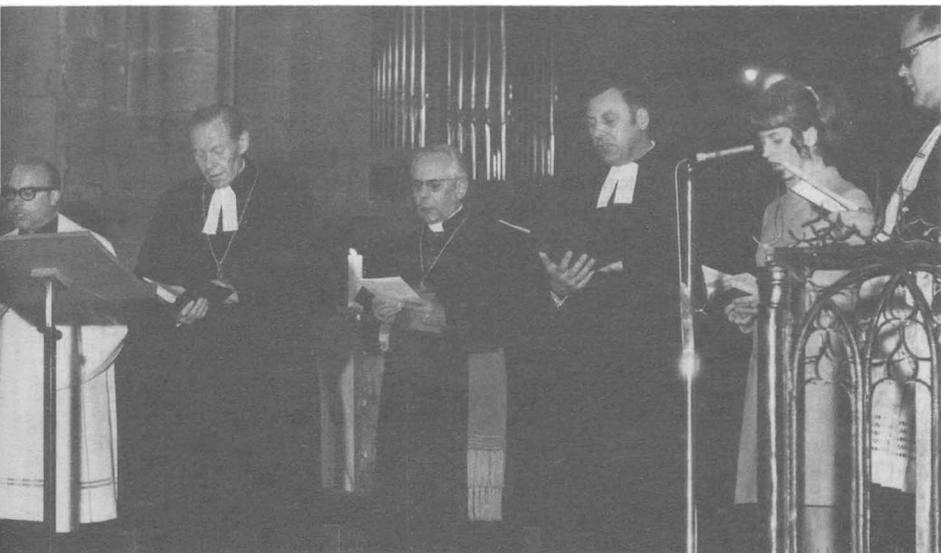
Flüchtlingsfragen, Entwicklungs- und Friedensfragen sowie zu den verschiedenen Formen ökumenischer Gottesdienste. Mir geht es im folgenden darum, die eine oder andere Perspektive für die Arbeit am Ort aufzuzeigen.

An erster Stelle möchte ich nochmals aufgreifen, was ich im vorangehenden Teil unter dem Stichwort „Ökumenischer Motivationsverlust“ schon ausführlich dargelegt habe: Ökumene leidet unter der Selbstisolierung und Selbstgenügsamkeit von Gemeinden. Umgekehrt: Da wo das Bewußtsein ausgeprägt ist, alles gemeinsam zu tun, was vom Glauben her auch gemeinsam möglich ist, da lebt sie wie von selbst auf. Die hier zur Verfügung stehenden Möglichkeiten werden in den meisten Fällen längst nicht voll ausgeschöpft.

Gemeinsam zu tun, was möglich ist, kann im Einzelfall heißen: Gemeinsame Festtage gemeinsam begehen. Warum nicht einen gemeinsamen Rorate-Gottesdienst im Advent, eine gemeinsame Besinnung zur Fastenzeit oder eine gemeinsame Vorbereitung auf die Kartage? Das kann weiter heißen: die Achtung vor anderskonfessionellen Feiertagen wie Fronleichnam oder Buß- und Betttag, indem beispielsweise das traditionelle Fußballturnier des Ortes auf einen anderen Tag verlegt wird. Das kann auch heißen: Termine und Organisatorisches gemeinsam abzustimmen und abzusprechen. Nichts ärgerlicher, als wenn die evangelische und die katholische Gemeinde ihr Pfarrfest am selben Tag jeweils getrennt feiern.

Ein Zweites: Wo Menschen im Geist Christi miteinander leben, werden sie alles tun, um Irritationen, Verletzungen oder gar Beleidigungen des anderskonfessionellen Partners durch die eigene Praxis zu vermeiden suchen. Ich denke an die Schwierigkeiten, die katholische Christen mit dem andersartigen evangelischen Umgang mit den konsekrierten Elementen haben, wenn diese nach der Abendmahlsfeier einfach weggeworfen werden. Aus Rücksicht sind Gemeinden hier dazu übergegangen, übriggebliebenes Brot und Wein nach der Feier zu verteilen oder für sich aufzuheben. Umgekehrt denke ich an katholische Gebetsformulierungen, die in den Ohren anderer mißverständlich klingen müssen, wie etwa die Anrufung Marias als Miterlöserin, von denen Abstand genommen werden kann.

Zum Dritten: Ökumene ist von ihrem ureigenen Anliegen her kein Zusatz und schon gar keine Alternative zu den übrigen Formen der Gemeindegemeinschaft, so wenig wie sie sich in bloß äußerlichen Aktivitäten erschöpft. Ökumene meint vielmehr in erster Linie eine christliche Grundhaltung, eine geistliche Haltung gewissermaßen. Es geht dabei um eine Haltung, die darauf ausgerichtet ist, andere konfessionell ausgerichtete Traditionen in ihrer Andersartigkeit zu akzeptieren, sie ohne Wertungen zuzulassen und sich durch ihre Andersartigkeit nicht in der eigenen Identität bedroht zu fühlen. Es ist eine allgemein-menschliche Erfahrung, die wir in der letzten Zeit nur allzu oft feststellen konnten, daß Anderssein, Fremdsein als das Nicht-Eigene bedrohlich wirkt und Berührungängste auslöst. Um der Wahrung der eigenen Identität willen scheut man sich oft, sich auf das andere, oder besser: die anderen einzulassen und sich in ein Gespräch, in einen



Erster ökumenischer Gottesdienst im Freiburger Münster am 27.5.1971; von links: Dekan Nickel (alkatholische Kirche), Landesbischof Dr. Heidland (Evang. Landeskirche in Baden), Erzbischof Dr. Schäußele (röm.-katholische Kirche), Pfarrer Mayer (Evang. Landeskirche, damals Vorsitzender der Ökumenischen Kommission Freiburg), Frau L. Klenk (evang.-methodistische Kirche), Dompfarrer Dekan Heck (röm. katholische Kirche).

(Bild: Willy Pragher/Archiv ACK Freiburg i. Br.)

Dialog mit ihnen zu begeben. Wer hingegen gelernt hat, andere Meinungen, Positionen, Traditionen unbefangen wahrzunehmen und in Toleranz zu akzeptieren, braucht nicht die Befürchtung zu hegen, daß ihm seine eigene dadurch verloren geht, daß er das eigene traditionelle Erbe preisgibt.

Viertens: Die Andersartigkeit anderer Konfessionen, ihre liturgischen Ausdrucksformen, ihre jeweilige Frömmigkeit, ihre Möglichkeiten der christlichen Lebensgestaltung gilt es zu entdecken und zu erschließen als eine Möglichkeit der Bereicherung und Weitung des eigenen Horizontes. Es ist kein Einzelfall, daß die stärkere Ausrichtung des evangelischen Gottesdienstes am Wort der Schrift auch von Katholiken als überaus anziehend empfunden wird. Und umgekehrt: Stellen nicht die evangelischen Kirchen vermehrt bei sich selbst ein Defizit an Leibhaftigkeit und sinnlicher Erfahrung fest, das die "typisch katholische" oder die orthodoxe Spiritualität kompensieren könnte, mit ihren reichhaltig ausgestalteten Kirchen, der Verwendung von Weihrauch und Kerzen, nicht zuletzt auch mit der jeweiligen Sakramentenfrömmigkeit.

Wo ich andere Konfessionen nicht nur in ihrer Andersartigkeit akzeptiere, sondern sie als Bereicherung in mein eigenes Glaubensleben integrieren kann, da wird es möglich, die eigene begrenzte Perspektive auf eine ökumenische Spiritualität hin zu übersteigen. Eine solche ökumenische Spiritualität fordert keineswegs die Aufgabe der Beheimatung in der eigenen Kirche, ebensowenig wie die Leugnung konfessioneller Prägungen und Unterschiede. Sie fordert jedoch die Bereitschaft, auf die Betonung konfessioneller Besonderheiten zu verzichten, die ausschließlich aus dem Prinzip des Gegensatzes erwachsen sind beziehungsweise um des bloßen Gegensatzes zu anderen Konfessionen willen aufrechterhalten werden.

Es dürfte einsichtig sein, daß die Lernvorgänge, die mit diesen Anregungen verbunden sind, nur zu einem kleinen Teil über den Kopf ablaufen. Ihre unverzichtbaren Elemente sind die erlebte Begegnung, das gemeinsam gestaltete Fest, die liturgische Feier, das gemeinsame Gebet und Schriftgespräch. Wer sich darauf einläßt, wird merken, daß er aus diesem Prozeß nicht unverändert hervorgeht. In diesem Sinne möchte ich Ihnen Mut wünschen, sich auf neue Schritte und Perspektiven einzulassen.

(Der Vortrag wurde während einer ACK-Tagung der Ökumenereferentinnen und -referenten der Freiburger Pfarreien am 16. Oktober 1993 im Gemeindezentrum der Dietrich-Bonhoeffer Gemeinde in Freiburg-Weingarten gehalten.)

Literaturhinweise:

A. Birmelé (Hg.): Ökumene am Ort. Einheitsbemühungen in der Gemeinde. Göttingen 1983;

A. Birmelé, Th. Ruster: Brauchen wir die Einheit der Kirche? Würzburg, Göttingen 1986;

G. Boß: Ökumene an der Basis. Impulse für die Gemeinde. München 1983;

R. Frieling, E.-A. Ortmann: Katholisch und evangelisch. Informationen über den Glauben. Göttingen 1980;

R. Frieling: Der Weg des ökumenischen Gedankens. Eine Ökumenekunde. Göttingen 1992;

N. Hasselmann (Hg.): Kirche im Zeichen der Einheit. Texte und Überlegungen zur Frage der Formen kirchlicher Einheit. Göttingen 1979;

Kleines Handbuch für evangelisch-katholische Begegnungen, hg. vom Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland. Göttingen 1983;

P. Lengersfeld (Hg.): Ökumenische Theologie. Ein Arbeitsbuch. Stuttgart 1980 (mit umfangreichem Literaturverzeichnis);

P. Neuner: Kleines Handbuch der Ökumene. Düsseldorf 1984;

S. Pemsel-Maier: Rezeption - Schwierigkeiten und Chancen. Eine Untersuchung zur Aufnahme und Umsetzung ökumenischer Konsensdokumente in den Ortskirchen. Würzburg 1993;

K. Schmidt, H. Szobries: Gemeinden arbeiten zusammen. Beispiele aus ökumenischen Gemeindezentren und lokalen Arbeitsgemeinschaften. (Arbeitshilfen aus der Ökumenischen Zentrale im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland Bd. 2) Frankfurt/Main o.J.;

O. Schulz: Kirchen und Gruppen in der Ökumene am Ort, in: R. Boeckler (Hg.): Welche Ökumene meinen wir? Eine Bilanz der Ökumene seit Nairobi. Frankfurt/Main 1978, 62-76;

Richtlinien für die ökumenische Praxis, hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Arbeitshilfen 39). Bonn 1985;

H.J. Urban: Die Bedeutung der Ortskirche für die Ökumene, in: H.J. Urban, H. Wagner (Hg.): Handbuch der Ökumenik Bd. III, 2. Paderborn 1987.